

Andreas G. M.  
van Melsen

## Gedanken eines Naturphilosophen über christliche Spiritualität

Einige Tage vor meiner Heirat schickte ein mir früherer Lehrer, ein heiliger Priester, dem ich viel verdanke, ein kleines Büchlein: *Die göttliche Liebe* des heiligen Alfonsus de Liguori. Ich möchte gerne einiges daraus zitieren. Im Anschluß an die Worte des hl. Gregorius: »Intolerabile est quidquid non sonat Deum quem intus amat«, sagt Alfonsus: »Wir müssen uns deshalb bemühen, niemals Liebe für ein Geschöpf zu hegen, denn das wird uns ein Teil der Liebe entrauben, die Gott für sich allein verlangt.« »Wenn ein Geschöpf in unserem Herzen einen Platz einnehmen will, dann müssen wir ihm entschieden den Zugang verweigern, denn Gottes Liebe muß uns genug sein.« Und das alles ausgerechnet am Vorabend einer Heirat. Weshalb rebellierte der junge Bräutigam? Es war ihm klar, daß etwas nicht stimmte. Damals meinte er, daß es die Identifizierung von christlicher Spiritualität überhaupt mit der Spiritualität von Priestern oder von Ordensleuten war. Es fehlte eine spezifische Laienspiritualität. Vielleicht war das tatsächlich der Fall, aber es war jedenfalls nicht der einzige Grund des Kurzschlusses. Denn es stimmte auch ganz allgemein etwas nicht mit einer christlichen Spiritualität, die Gott und Mensch als Konkurrenten einander gegenüberstellte. Es stimmte etwas nicht mit der Beziehung zwischen Transzendenz und Immanenz, um es philosophisch auszudrücken, oder mit der Beziehung zwischen Liebe zu Gott und Liebe zum Nächsten, um es biblisch zu sagen. Was genau fehlte, war aber nicht so einfach festzustellen, denn was der heilige Alfonsus sagt, war fest in der Tradition verwurzelt. In einer solchen Sachlage ist es angebracht, einer einfachen Lösung wie der erwähnten zu mißtrauen. Es konnte nicht nur um den Unterschied zwischen der Spiritualität der Laien und der der Religiösen, oder etwa zwischen Massen- oder Elitespiritualität gehen. Es liegt nahe, an etwas ganz anderes zu denken, nämlich an einen Kurzschluß zwischen der christlichen Spiritualität der Vergangenheit und den Erfordernissen der heutigen Zeit. Aber auch das ist natürlich zu einfach formuliert. Eine jahrhundertelange Tradition kann man sich nicht einfach vom Halse schaffen mit der Feststellung, daß sie der Vergangenheit angehöre. Das kann man niemals in einer Sache, die mit den zentralen Werten des Lebens zu tun hat, und gewiß nicht, wenn es sich um die christliche Tradition handelt. Ebenso wie Rassendiskriminierung nicht erlaubt ist, ist es auch nicht erlaubt, die Vergangenheit zu diskriminieren.

Nun scheint es doch eine ziemlich einfache Lösung zu geben: man muß in der Tradition *Essenz* und *Akzidens*, den Kern und die zeitgebundene Form unterscheiden. Aber ist das wirklich so einfach? Es ist heute, d. h. *nachträglich*, ziemlich leicht anzugeben, was z. B. der Wahrheitsgehalt der klassischen Mechanik ist und was darin zeitgebunden war. Kann man aber auch jetzt schon sagen,

was von der heutigen Quantenmechanik bleiben wird und was zeitgebunden ist? Wenn wir das wüßten, dann wäre die Physik im Prinzip schon vollendet. Natürlich kann man gegen dieses Beispiel einwenden, daß die Physik eine *empirische* Wissenschaft ist und die Theologie gerade nicht. Das ist wahr, aber die Frage bleibt offen, ob dieser Unterschied für unser Problem so wichtig ist. Thomas von Aquin z. B. kannte die drei Abstraktionsgrade ganz genau und damit den Unterschied zwischen empirischen und anderen Wissenschaften, aber er war trotzdem davon überzeugt, daß alle Wissenschaften, empirische, mathematische, metaphysische und theologische, schon mehr oder weniger vollendet seien. Von der Zukunft erwartete er in dieser Hinsicht gar nichts. Wir müssen uns die Sache deshalb genau überlegen. Die Krise in der Beziehung zwischen Tradition und Erneuerung, die auch die Krise der christlichen Spiritualität ist, ist damit engstens verbunden. Um das klarzumachen, möchte ich einige Thesen vorausschicken.

Erste These: Die christliche Spiritualität der Vergangenheit war mit einem Weltbild verbunden, das nicht mehr das unsrige ist. Deshalb gibt es nicht nur eine Krise der Laienspiritualität, sondern ebenso eine Krise der Spiritualität der Priester und der Religiösen.

Zweite These: Nachträglich kann man einigermaßen genau feststellen, was in der Tradition wesentlich und was nicht wesentlich war, aber niemals mit Bezug auf die Zukunft.

Dritte These: Jedoch sind wir es, die die Zukunft gestalten müssen, und das einzige, was uns zur Verfügung steht, ist, was wir jetzt schon wissen, d. h. wir verfügen nur über die Erfahrungen der Vergangenheit und der Gegenwart. Es gibt deshalb einen *Circulus vitiosus*. Um die Zukunft zu gestalten, müssen wir schon wissen, was der Mensch eigentlich sein soll, denn das muß unser Maßstab sein. Aber was der Mensch eigentlich sein soll, kann nur die Zukunft uns lehren.

Vierte These: Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die Theologie nicht diesem *Circulus vitiosus* ausgesetzt sei. Daß die Kirche das geglaubt hat, ist gerade eine der Ursachen der heutigen Krise in der Kirche. Die Krise ist verschärft, weil die Theologie sich selbst als Wissenschaft und die Offenbarung als Glaubenswissen zu lange interpretiert hat im Lichte einer Wissenschaftsauffassung, die überholt war.

Fünfte These: Daß ein *Circulus vitiosus* nicht so verhängnisvoll ist, wie der Name andeutet, kann eine nähere Betrachtung der Naturwissenschaft deutlich machen. Denn sie ist in gewissem Sinne das Muster eines *Circulus vitiosus*. Und der Erfolg der Naturwissenschaft zeigt, daß ein *Circulus vitiosus* nicht immer so verhängnisvoll ist. Aber darüber werden wir später sprechen. Jetzt kam es nur darauf an, ungefähr den Rahmen zu skizzieren, in dem

wir das Thema behandeln werden. Es ist natürlich nicht als eine umfassende Behandlung gemeint, deshalb heißt es im Titel auch ganz bescheiden »Gedanken eines Naturphilosophen über christliche Spiritualität«, aber so bescheiden ist der Naturphilosoph nun auch wieder nicht, daß er nicht davon überzeugt ist, daß sich von dieser Seite her etwas Wichtiges zum Thema sagen läßt. Denn schließlich haben die Naturwissenschaft und die Technik etwas Wesentliches mit der Krise in der Kirche zu tun, aber diese Überzeugung allein genügt nicht, man muß auch tief auf die Sache eingehen.

Sechste und letzte These: Billige Lösungen gibt es nicht.

Aber jetzt zurück zu der ersten These und damit zur christlichen Spiritualität. Die Spiritualität der Vergangenheit war mit einem Weltbild verbunden, das nicht mehr das unsrige ist. Die Welt war das *Theatrum mundi*, die Schöpfung Gottes, nicht nur physisch, sondern auch historisch. Gott hat nicht nur das Theater entworfen, er war auch der Autor des Spiels. Er war auch der Regisseur: Er verteilte die Rollen. Obwohl es sehr unterschiedliche Rollen gab: Haupt-, Neben- und Figurantenrollen, war der Kern der christlichen Spiritualität, daß es letzten Endes nicht wichtig war, welche Rolle man spielte, denn es war nur eine *Rolle*. Wichtig war nur die Hingebung an die Rolle, zu der der göttliche Regisseur einen auserwählt hatte. Für das wirkliche Leben, d. h. das Leben im Himmel, nachdem das Spiel beendet war, zählte nur die Hingebung, nicht die Art der irdischen Rolle.

Es ist selbstverständlich, daß bei dieser Sicht auf das irdische Leben die Rolle der Kirche nicht nur eine *irdische* Rolle war. Die Kirche sollte schon auf Erden deutlich machen, daß das ganze Leben auf den Himmel ausgerichtet war. Deshalb patronierte die Kirche auch alle Aspekte des Lebens, sie war sozusagen die Stellvertreterin des göttlichen Regisseurs, sie gab die Regieanweisungen. Infolgedessen waren Priester und Religiösen nicht nur Spieler, sondern auch Hilfsregisseure. Sie schrieben auch die Bücher über christliche Spiritualität, d. h. die Regieanweisungen, wie die verschiedenen Rollen zu spielen waren. Das Hauptanliegen war jedoch, klarzumachen, daß man die Rolle an sich niemals für Ernst nehmen sollte, es blieb eine Rolle. Auf diese Weise muß man denn auch die Warnungen des heiligen Alfonsus, von denen wir gesprochen haben, verstehen.

Wichtig ist es nun festzustellen, daß diese Sicht auf das irdische Leben dem Anschein nach eine zweifache Legitimierung hatte. Erstens eine übernatürliche, die in der Offenbarung Christi zu finden war, und zweitens eine natürliche, in der tatsächlichen Situation des Menschen fundiert. Die beiden Legitimierungen verstärkten einander. Was die anscheinend natürliche Legitimierung betrifft: alles wies darauf hin, daß der Mensch die Welt

nicht ändern konnte, die Weltbühne blieb dieselbe. Die Generationen wechselten einander ab, aber die *Condition humaine* änderte sich nicht. Der Sinn des menschlichen Handelns konnte deshalb auch nicht in dieser Welt liegen. Und weil der Gläubige aus der Offenbarung wußte, daß das tatsächlich nicht der Fall war, erschien ihm die relative Erfolglosigkeit des irdischen Handelns auch selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich war es, daß auch die Grenzen des menschlichen Wissens und Könnens, der Wissenschaft und der Technik, festgelegt waren. Zwar hat es in der *Vergangenheit* eine Geschichte der Wissenschaft gegeben, aber in dieser Vergangenheit waren die Grenzen der Wissenschaft wesentlich schon erreicht worden, eine zukünftige Entwicklung würde es nie geben. Lesen Sie z. B. die Werke des Thomas von Aquin. Nirgendwo sagt er so etwas wie: »das wissen wir heute noch nicht, aber in der Zukunft werden wir es wissen«. So vertraut uns dieser Gedanke auch sein mag, dem heiligen Thomas ist er ganz fremd. Wenn Thomas über die Zukunft spricht, meint er immer die Zukunft im Himmel.

Nicht nur, weil wir uns heute mit den Gedanken eines Naturphilosophen beschäftigen, stellen wir fest, daß es die Naturwissenschaft gewesen ist, die auf entscheidende Weise dazu beigetragen hat, eine neue Sicht auf die Wissenschaft und damit auf die Natur und auf die Stellung des Menschen in der Welt hervorzurufen. Denn die Naturwissenschaft war die erste Wissenschaft, die eine Zukunft für die Welt entdeckt hat. Sie war die erste progressive Wissenschaft und hat auch die Technik zu einer progressiven Technik gemacht.

Für die christliche Spiritualität bedeutet das, daß der Mensch sich bewußt wird, auf der Weltbühne nicht nur Spieler, sondern auch Regisseur zu sein. Die Anweisungen der Natur, der natürlichen sozialen Ordnung und der Geschichte, sind nicht länger mehr die direkten Anweisungen des göttlichen Regisseurs.

Nachträglich können wir deshalb leicht feststellen, daß in der früheren Sicht auf die christliche Spiritualität und in ihrer Legitimierung zwei Überzeugungen miteinander verbunden waren, die von sehr verschiedener Herkunft sind. Erstens die Überzeugung, daß das menschliche Leben den Absichten Gottes zu dienen habe und zweitens die Überzeugung, daß das menschliche Leben sich innerhalb eines engen Raums abzuspielen hätte. Nachträglich ist es nicht schwer zu sagen, was zum Wesen und was nicht zum Wesen der christlichen Spiritualität gehört. Zum Wesen der christlichen Spiritualität gehört, das Leben als Dienst an den Absichten Gottes aufzufassen; nicht zum Wesen gehört, diese Absichten zu identifizieren mit der früheren Sicht auf die irdischen Möglichkeiten des Menschen. *Nachträglich* läßt sich das alles leicht feststellen, aber wie steht es mit der Zukunft? Können wir jetzt schon

ahnen, was sich als wesentlich und was sich als nicht wesentlich zeigen wird von dem, wovon wir jetzt fest überzeugt sind, daß es zum Wesen gehört?

Nun kann man freilich sagen: was der Kirche in der Vergangenheit passiert ist, darf kein zweites Mal passieren. Denn überall begegnen wir demselben Fehler. Die Schöpfungslehre wurde identifiziert mit Kreationismus, so daß keine Möglichkeit gegeben war, die Evolutionslehre zu integrieren. Die Lehre der göttlichen Vorsehung wurde identifiziert mit der geschichtlichen politischen Ordnung. Der Karitasgedanke wurde identifiziert mit einer gesellschaftlichen Ordnung, die das Bestehen von Armut, Krankheit usw. als göttliche Ordnung auffaßte. Es ist klar, daß solche theologischen Kurzschlüsse in der Zukunft nie wieder stattfinden dürfen. Aber wie verhindern wir das? Es scheint nur eine Lösung in Frage zu kommen: Wir verzichten im voraus auf jede absolut feststehende Wahrheit. Das ist aber keine wirkliche Lösung. Denn sie kommt in die Nähe eines absoluten Relativismus und mit absolutem Relativismus kann man nicht leben. Wir können auch nicht ruhig abwarten, bis sich die Dinge klarer herausgestellt haben, denn wir sind es, die die Zukunft gestalten müssen. Mit Relativismus geht das nicht, mit ruhig abwarten auch nicht. Wir müssen einen anderen Weg einschlagen. Welchen?

Es kommt darauf an, die Fähigkeit zu kultivieren, die Tradition so zu befragen, daß wir imstande sind, wenn neue Entwicklungen stattfinden, diese als neue Realisierungen des Wesentlichen, worauf die Tradition zielte, zu diagnostizieren. Das heißt: wir gehen davon aus, daß es niemals möglich sein wird, ein Dogma so zu formulieren, daß es nur das Wesentliche sagt und alles Unwesentliche beiseite läßt. So wird es auch niemals möglich sein, die christliche Spiritualität so zu leben (denn darauf kommt es an), daß sie nur auf das Wesentliche zielt. Es wird niemals möglich sein, das moralische Naturgesetz so zu formulieren, daß es für alle Zeiten gilt. Denn jedes Wort, jeder Begriff, den wir verwenden, steht in einem Kontext, der geschichtlich determiniert ist. Im voraus können wir deshalb keine Entscheidung treffen, was wesentlich ist. Was meinen wir denn mit der erwähnten Fähigkeit? Ein Beispiel kann es deutlich machen. Wir sagten, daß jede Formulierung des Naturgesetzes einen geschichtlich determinierten Kontext hat. Bei dem Worte Naturgesetz ist das schon ganz klar. Der Terminus »Naturgesetz« war verbunden mit der Idee einer Naturordnung, die nicht mehr die unsrige ist. Andererseits ist es ebenso klar, daß der heilige Thomas, wenn er über Naturgesetz spricht, etwas wesentliches ausgesagt hat, das nicht am Worte »Natur« hängt. Und es ist außerordentlich wichtig im Lichte dessen, was wir heute über Natur und Naturordnung wissen, Thomas' Auseinandersetzung über das Naturgesetz zu

studieren, denn dann entwickeln wir die Fähigkeit, das Wesentliche aus einem Kontext zu analysieren, der vieles Nichtwesentliche enthält. Das sauber zu tun, ist viel wichtiger, als eine Moral auszuarbeiten, die gar nicht mehr von Naturgesetz spricht. Das scheint zwar modern zu sein, aber es ist der großen Gefahr ausgesetzt, nur für unsere Zeit verwendbar zu sein und nicht für die Zukunft. Es ist deshalb gewöhnlich besser, eine alte Terminologie zu behalten und diese kritisch zu verwenden, als eine neue zu schaffen, die viel weniger Gelegenheit bietet, kritisch das Wesentliche und das Unwesentliche zu unterscheiden. Wenn wir die Entwicklungen der Zukunft noch nicht kennen, müssen wir uns jedenfalls die der Vergangenheit zunutze machen.

Das gleiche gilt für die Formulierung von Dogmen und für die Erziehung zur christlichen Spiritualität. Sich stolz von der Vergangenheit loszusagen, hat wenig positiven Sinn. Es kommt darauf an, die starken Seiten der Vergangenheit und der Tradition zu würdigen, dann kann sie uns etwas lehren über das, was wir auf jeden Fall in die Zukunft hineinragen müssen.

Bevor wir das nun mit Bezug auf die christliche Spiritualität an einem Beispiel ausarbeiten, müssen wir vorher noch etwas über den *Circulus vitiosus* sagen, von dem wir schon gesprochen haben. Denn dieser *Circulus vitiosus* bleibt immer bestehen. Niemals können wir ganz sicher sein, was in der Tradition wirklich wesentlich ist. Das, was wir soeben angedeutet haben, ist ungeheuer wichtig: Die kritische Prüfung der Geschichte kann uns das Gefühl für das Konstante und für das Zeitgebundene verleihen, aber eine Garantie für die Zukunft gibt sie nicht. Denn seitdem die Zukunft sich als *offene* Zukunft geoffenbart hat, werden wir immer auf etwas Unerwartetes stoßen, etwas, das noch nie dagewesen ist. Es bleibt immer die Unsicherheit. Niemals wissen wir im voraus, was sich als wesentlich bewähren wird. Nur die zukünftige Entwicklung und deren Analyse können das zeigen.

Jetzt stellt sich aber eine andere und noch viel radikalere Frage: wie können wir sicher sein, daß sich überhaupt etwas als wesentlich bewähren wird? Was gibt uns das Recht vorauszusetzen, daß sich immer etwas bewähren wird? Denn es ist klar, daß, was wir vorher über den Wert der Tradition und über die Weise, die Tradition zu befragen, gesagt haben, von der Voraussetzung ausgeht, daß sich immer etwas als wesentlich bewähren wird. Aber aus welchem Grunde sind wir zum Beispiel davon überzeugt, daß die Gottesidee nicht einmal asymptotisch ganz verschwinden wird? Bedeutet eine derartige Überzeugung eigentlich nicht, daß man die Existenz von Dogmen voraussetzt? Aber kann überhaupt noch von Dogmen die Rede sein? Gehören Dogmen nicht zu einem Zeitalter, in dem auch die Wissenschaft ihre Dogmen kannte, sei es

denn, daß die Wissenschaft sie *prima principia* nannte? Gibt es hier keine genaue Parallele? Und ist die Konsequenz davon, daß die Wissenschaft aufgehört hat, von feststehenden *prima principia* zu sprechen, nicht, daß auch die Theologie aufhören müßte von Dogmen zu sprechen? Wenn man kein Fremdling in Jerusalem ist, d. h. im Jerusalem der Theologie, dann weiß man, daß dies die entscheidende Frage der heutigen Theologie ist. Die Theologie und die Kirche müssen damit fertig werden.

Nun ist es mit Bezug auf gerade diese Frage nicht uninteressant, sich mit der Situation in der Naturwissenschaft zu beschäftigen. Denn es ist ja die Naturwissenschaft gewesen, die nicht nur zu einem neuen Weltbild, sondern auch zu einer neuen Auffassung der Wissenschaft geführt hat: zu der Idee einer progressiven und experimentellen Wissenschaft. Und durch die Verbindung mit der Technik und der Praxis ist die experimentelle Einstellung eine allgemeine Lebenseinstellung geworden. Eine solche Einstellung verträgt sich nicht mit Dogmen.

Sehen wir uns aber den Antidogmatismus der Naturwissenschaft etwas genauer an, denn wir wissen es: billige Lösungen gibt es nicht. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Naturwissenschaft es aufgegeben hat, von feststehenden *prima principia* zu reden; sie hat erfahren, daß ihre grundlegenden theoretischen Prinzipien sich immer auf die experimentellen Tatsachen stützen müssen und deshalb auch durch diese Tatsachen revidiert werden können. Es gibt zwar Prinzipien, welche die Forschung steuern, aber sie sind relativ, niemals absolut, keine feststehenden Dogmen.

Im Vorübergehen darf ich darauf aufmerksam machen, daß auch die wechselseitige Beziehung zwischen Theorie und Experiment einen *Circulus vitiosus* darstellt. Die Theorie stützt sich auf die experimentellen Tatsachen und diese sind nur im Lichte einer schon vorhandenen Theorie zu interpretieren. Weil dieser *Circulus vitiosus* tatsächlich besteht, hat es auch so lange gedauert, bis die Naturwissenschaft wirklich entstehen konnte: zwanzig Jahrhunderte nachdem die Wissenschaft entdeckt worden war. Der *Circulus vitiosus* weist Schwierigkeiten auf, aber er ist keineswegs verhängnisvoll. Einmal überwunden, macht er eben raschen Fortschritt möglich.

Aber jetzt zurück zum Antidogmatismus der Naturwissenschaft. Ist die Naturwissenschaft wirklich so antidogmatisch? Gewiß, sie ist davon überzeugt, daß ihre Prinzipien immer revidiert werden können, in diesem Sinne kennt sie keine feststehenden *prima principia*. Wenn aber von den *prima principia* der Naturwissenschaft die Rede ist, müssen wir einen wichtigen Unterschied machen zwischen zwei Arten von *prima principia*. Es gibt die schon erwähnten *prima principia*, wie z. B. das Prinzip der Erhaltung der Energie. Aber es gibt auch eine andere

Art Prinzipien, wie z. B., daß in der Naturwissenschaft die experimentellen Tatsachen entscheiden. Das ist ein Prinzip, das nicht zum *Inhalt* der Naturwissenschaft gehört, aber etwas sehr wesentliches aussagt über den Menschen, der Naturwissenschaft treibt<sup>1</sup>. Es sagt etwas über die Erkenntnisfähigkeiten des Menschen, es sagt auch etwas über die Natur und wie diese erkannt werden kann. Und die Naturwissenschaft weiß ganz genau, daß dieses Prinzip etwas absolutes an sich hat. Niemals wird sie dieses Prinzip aufgeben, denn dann wird sie sich selbst aufgeben. Es ist eines ihrer Dogmen, könnte man ohne Übertreibung sagen. Das bedeutet übrigens nicht, daß unsere Einsichten in das Wesen des naturwissenschaftlichen Wissens sich nicht vertiefen können, denn das ist durch die Entwicklung der Naturwissenschaft tatsächlich geschehen. Daß wir heute eine vertiefte Anthropologie haben, daß wir mehr wissen über die Stellung und die Aufgabe des Menschen in der Welt, das alles verdanken wir der Erfahrung der Geschichte, in der Naturwissenschaft und Technik eine wichtige Rolle gespielt haben und noch immer spielen. Aber die Naturwissenschaft kann diese Rolle nur spielen, weil sie davon überzeugt ist, daß ihre prinzipielle Geisteshaltung – denn diese legen die erwähnten Prinzipien fest – die richtige ist.

Die Naturwissenschaft ist deshalb gar nicht so undogmatisch wie es aussieht, wenn man nur auf die *eine* Art Prinzipien achtet, auch sie kennt eine fast dogmatische Geisteshaltung. Und das muß auch so sein, denn ohne eine solche feste Geisteshaltung wäre sie niemals imstande, sich zu entwickeln. Die naturwissenschaftliche Geisteshaltung weiß genau, was sie will, deshalb kann sie sich die Erfahrung zunutze machen. Sie kann es sich erlauben, in manchem unsicher zu sein, weil sie auch Sicherheit kennt. Sicherheit kennt sie in ihrer Geisteshaltung, wir könnten auch sagen: in ihrer *Spiritualität*, denn das bedeutet dieses Wort.

Eine derartige Sicherheit muß nun auch die christliche Spiritualität kennzeichnen. Das heißt: christliche Spiritualität muß getragen werden von einigen grundlegenden Prinzipien hinsichtlich des Wertes des menschlichen Lebens im Auge Gottes, wie sie in der göttlichen Offenbarung enthalten sind. In gewissem Sinne kann und muß man deshalb sagen, daß diese grundlegenden Prinzipien unveränderlich sind. In diesem Sinne ist es wahr, daß sich etwas als wesentlich immer bewähren wird. Das darf aber nie so verstanden werden, daß die Entwicklung der christlichen Spiritualität nur eine Sache von neuen Anwendungen in neuen Situationen sein würde. Denn neue Situationen können auch zu einer vorher ungeahnten Neuinter-

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu A. G. M. VAN MELSEN, *Ethik und Naturwissenschaft*, Köln 1967.

pretation der Prinzipien führen. Um noch einmal das Bild von der Weltbühne aufzugreifen: Von neuen Situationen würde die Rede sein, wenn die Weltbühne zwar anders inszeniert wäre, wenn es sich aber doch immer noch um das Spielen einer Rolle handelte, von dem göttlichen Regisseur geschrieben und inszeniert. Was sich heute geändert hat, ist gerade, daß der Mensch selber seine Rolle schreiben und inszenieren muß. Noch genauer gesagt: der Mensch sieht jetzt ein, daß auch früher die Rolle nicht unmittelbar von Gott geschrieben war, er meinte es nur. Es war ein Irrtum. Die Regie war die »Regie« der Natur, nicht unmittelbar die Regie Gottes. Es ist z. B. nicht wahr, wie man bei einem Moraltheologen lesen kann, daß die Zahl der Kinder früher der göttlichen Vorsehung überlassen war und heute der menschlichen Vorsehung<sup>2</sup>. Früher war sie dem Zufall überlassen und das ist etwas ganz anderes. Natürlich wirkt die göttliche Vorsehung auch mittels der Natur sowie mittels der menschlichen Vorsehung. Aber es ist eine Verwechslung von *Causa prima* und *Causa secunda*, göttliche und menschliche Vorsehung nebeneinander auf eine Ebene zu stellen.

Vielleicht kann man die Entwicklung, die wir jetzt erleben, am besten damit kennzeichnen, daß wir heute gerade in der christlichen Spiritualität Ernst machen müssen mit der Transzendenz und der Immanenz Gottes. Das ist nicht einfach, aber es ist notwendig. Wir müssen uns klarmachen, wie wahr es ist, was der heilige Thomas geschrieben hat: Der Mensch ist auf eminentere Weise als andere Geschöpfe der göttlichen Vorsehung unterworfen, gerade weil es so etwas wie menschliche Vorsehung gibt<sup>3</sup>. Wir müssen uns aber klarmachen, daß die Möglichkeiten der menschlichen Vorsehung nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ weit über das hinausgehen, was der heilige Thomas meinte, wenn er von menschlichen Vorsehungen sprach. Wie weit wissen wir aber nicht. Deshalb haben wir vorher auch so eindringlich betont, daß es niemals *im voraus* möglich ist genau zu wissen, was sich als wesentlich bewähren wird und was nicht. Nur nachträglich wird sich das herausstellen.

Wenden wir zum Schluß das bisher gesagte auf die Caritas an. Das Beispiel der Caritas ist deshalb wichtig, weil das Caritasgebot einerseits ohne Zweifel zum Kern der christlichen Spiritualität gehört und für die damalige Kultur auch etwas ganz Neues bedeutet hat. Andererseits kann die Geschichte der Caritas auch klarmachen, wie das Verständnis und nicht nur die Anwendung dieses Gebotes stark kulturbedingt war.

Das ganz Neue der Caritas war, daß nicht der gesunde, der schöne oder der vollkommene Mensch in den Vorder-

<sup>2</sup> J. FORD und G. KELLY, *Contemporary Moral Theology* II, Westminster-Maryland 1963, S. 455.

<sup>3</sup> *Summa Theologiae* I, II, q. 91, art. 2.

grund gestellt wurde, sondern der Mensch, der kaum noch als Mensch betrachtet werden kann. Deshalb ist es auch zu verstehen, daß die Caritas eine Sonderstellung im Leben einnahm, sie stand außerhalb des normalen Lebens. Im normalen Leben war die *Justitia* die Haupttugend. Die Caritas bezog sich auf diejenigen, die nicht imstande waren für sich selbst und die Ihrigen zu sorgen, sie konnten in die Gemeinschaft nichts einbringen und hatten deshalb auch kein Anrecht auf Hilfe. Es gab einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Berufs- oder Geschäftsleben und den Werken der Barmherzigkeit. Die Sonderstellung der Caritas tritt deutlich hervor, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß sie immer in der Freizeit geübt wurde, wie auch die Almosen freie Gaben waren. Deshalb war die Caritas auch vorzugsweise eine Sache derjenigen, die sich aus der Welt zurückgezogen hatten: der Religiösen. Weil die Caritas außerhalb des normalen Lebens stand, hat das Christentum auch niemals erwartet, daß die Sorge für Menschen in Not je in eine wirklich effektive Bekämpfung der Not als solcher münden würde. Die Not wurde als unumgänglicher Bestandteil des menschlichen Lebens gesehen. Infolgedessen war die christliche Caritas mehr auf das übernatürliche Ziel gerichtet, mehr auf ihre Wirksamkeit im Himmel als auf ihre Wirksamkeit auf Erden. Nachträglich läßt sich leicht feststellen, daß bei dieser Auffassung der Caritas auch die damalige Sicht auf die Kultur und insbesondere auf die Möglichkeiten der Wissenschaft und der Technik mitspielte, vorauszusehen war das aber nicht. Jetzt aber, wo es klar geworden ist, daß eine wirklich effektive Bekämpfung der Not möglich ist, sind wir imstande, nicht nur das Wesen der Caritas aus dem zeitgebundenen Kontext herauszuanalysieren, sondern dies auch als eine Vertiefung der Caritas zu würdigen. Für eine christliche Spiritualität ist aber noch etwas anderes wichtig. Dadurch, daß heute die Sorge für den Menschen in Not den vollen Einsatz der Wissenschaft und Technik verlangt, nimmt das normale Berufsleben an der besonderen Aufgabe der Caritas teil. Mag es auch schwieriger sein, die Verallgemeinerung der Caritas zu erleben, sie ist darum nicht weniger notwendig; sie enthüllt ja den tiefsten Sinn von Wissenschaft, Technik und aller Arbeit. Vielleicht darf man sagen, daß eine der Hauptaufgaben der christlichen Spiritualität heute ist, wissenschaftliche, technische und organisatorische Praxis als Erfüllung des Caritasgebotes zu erleben. *Eine* der Hauptaufgaben, nicht die einzige.

Weshalb nicht die einzige? Weshalb kann die christliche Spiritualität sich nicht darauf beschränken, Inspirationsquelle für den Aufbau einer menschenwürdigen Welt zu sein, menschenwürdig für alle? So wie die Frage, ist auch die Antwort in der Caritasentwicklung zu finden. Denn nicht nur Wissenschaft und Technik haben durch ihre

Einschaltung in der Caritas an Tiefe und Sinn gewonnen, auch die Caritas erscheint in einer neuen Perspektive. Denn es zeigt sich deutlich, wie sehr der Mensch bei der zunehmenden Meisterschaft in der Überwindung der traditionellen Formen der Not mit neuen Nöten und vor allem mit einer fundamentalen Daseinsnot konfrontiert wird. Der Mensch ist ein ›Mangelwesen‹; solange es aber bestimmte konkrete Nöte gibt, bleibt die eigentliche Not verschleiert. Deshalb wurden früher auch die Frage nach der Transzendenz und die Sehnsucht nach Erlösung so direkt ausgerichtet auf eine konkrete Transzendenz oder eine konkrete Erlösung vom täglichen Elend. Je mehr dieses Elend beseitigt ist, desto mehr wird der Mensch erfahren, was seine eigentliche Not ist. Deshalb darf man auch nicht sagen: »Beschränken wir uns vorläufig auf die Bekämpfung der konkreten Nöte, denn dieser gibt es noch so viele, die Mehrzahl der Menschen lebt noch in Elend. Späterhin wird es dann noch genügend Zeit geben, um die andere Seite der christlichen Spiritualität zu kultivieren, dann ist die Zeit gekommen, über Gott zu sprechen. Das ist eine Sache für spätere Generationen.« Eine derartige Auffassung verkennt den Wert des einzelnen Menschen und der einzelnen Generation, sie verkennt den Eigenwert der transzendenten Beziehung, die die ganze Geschichte umfaßt und nicht nur die Vollendung. Deshalb bleibt es wahr, daß auch in der heutigen christlichen Spiritualität die Ordensgemeinschaften einen exemplarischen Wert beibehalten und zwar aus zwei Gründen. Erstens gibt es einen säkularisierten Grund: Wenn alle Arbeit Dienst am Menschen ist, dann muß sich das irgendwo klar herausstellen. Das heißt: die Religiösen müssen sich dort einsetzen, wo der Dienst am Menschen es verlangt, und wo die normale Sorge der Gemeinschaft vorläufig noch versagt. Es gibt aber noch einen anderen Grund: Wenn dieser Dienst am Menschen Gottesdienst ist, dann muß das auch irgendwo exemplarisch gezeigt werden. Denn was das Leben jedem Menschen inspirieren soll, das muß irgendwo klar sichtbar gemacht werden. Der Irrtum des heiligen Alfonsus war nicht, daß er Gott in die Mitte des Lebens stellte, der Irrtum war, daß er das Leben zu eng sah, aber das konnte er noch nicht wissen. Fassen wir kurz zusammen. Die Entwicklung der Caritas zeigt einerseits, wie schwierig es ist, im voraus das, was wesentlich ist an der Caritas, scharf zu trennen von dem Unwesentlichen. Das Beispiel der Caritas zeigt andererseits aber auch, wie sich in der Entwicklung der Kern der Caritas immer deutlicher herausgestellt hat. Es gibt keinen Grund für die Vermutung, daß dieser Prozeß nicht weiter gehen wird, nicht nur hinsichtlich der Caritas, sondern auch hinsichtlich anderer Aspekte der christlichen Spiritualität. Soll die damit verbundene Unsicherheit eine Lähmung der christlichen Spiritualität bedeuten?

Gewiß nicht, wenn wir uns besser als vorher vergegenwärtigen, daß es offensichtlich die Absicht Gottes ist, den Menschen selbst seine eigentliche Aufgabe finden zu lassen. Eine scheinbare Sicherheit verleugnen, kann auch eine Weise sein, sein Leben zu verlieren, um es zu finden, d. h., es herauszufinden.

## Barbara Albrecht

### Möglichkeiten der Frau in einer sich ändernden Kirche

#### I. Die gegenwärtige Situation 1. Öffentlichkeit und Frau

Die neue Situation der Frau in der Kirche ist »nicht zuletzt bedingt durch die Strukturen der profanen Welt von heute« und läßt die Frau »in beiden Bereichen nach sich selbst fragen« (K. Rahner). Deshalb sei zunächst kurz auf die Möglichkeiten der Frau in einer veränderten Welt hingewiesen.

Im Herbst 1966 ist dem Bundestag die lang erwartete Frauen-Enquête der Bundesregierung vorgelegt worden. Für uns ist diese Untersuchung insofern interessant, als sich daraus folgendes deutlich entnehmen läßt:

- a) Die Situation der Frau hat sich im Blick auf Familie und Beruf durchgreifend geändert. Das liegt nicht an der Frau, sondern ist begründet im Wandel der Gesellschaft von der patriarchalischen Agrar- zu einer mehr oder weniger partnerschaftlichen Industriegesellschaft.
- b) Der Wandel der Gesellschaft hat nicht nur dazu geführt, daß heute von unseren 30 Millionen Frauen fast 10 Millionen berufstätig sind. Er ist auch Anlaß für die gestiegenen Lebensansprüche der Frau im Blick auf Bildung, berufliche Wirkmöglichkeiten und Mitverantwortung in der Öffentlichkeit.
- c) Der Wandel der Gesellschaft zu einer stärker partnerschaftlich orientierten Industriegesellschaft hat zugleich zu einem neuen Verständnis der Ehe als Partnerschaft geführt und eine veränderte Rechtsstellung der Frau bewirkt. Im Blick auf die partnerschaftliche Ehe und ihre Geltung in der Öffentlichkeit hat sich ein echter Bewußtseinswandel vielfach sogar schneller vollzogen als hinsichtlich der Berufstätigkeit der Frau.
- d) Die Untersuchung zeigt, daß der heutigen Gesellschaft ein allgemeines, von allen als verbindlich anerkanntes Leitbild von der Rolle der Frau fehlt. Deshalb sind zwangsläufig oft unsichere Vorstellungen z. B. über die Erziehung und Bildung der Mädchen- und Frauenjugend vorhanden. Im praktischen Arbeitsleben haben sich die Frauen in qualifizierten Stellungen noch nicht ausreichend